Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 8

Artikel: Wie ich Maler wurde
Autor: Morgenthaler, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071276

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Morgenthaler: Wie ich Maler wurde

Ernst Morgenthaler, Inhaber des Kunstpreises der Stadt Zürich, langjähriger Präsident der Eidgenössischen Kunstkommission, ist heute nicht nur einer der besten, sondern auch einer der erfolgreichsten schweizerischen Maler. Der nachfolgende Beitrag zeigt, welche äußern und innern Hindernisse der Künstler zu überwinden hatte, bis er seinen Weg fand.

«Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, sollten, wenn sie sich guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen.» Mit diesen Worten beginnt Benvenuto Cellini seine berühmte Lebensbeschreibung, in der er in prahlerischer Weise seine Abenteuer auftischt.

Ich kann Ihnen nicht mit solchen aufwarten. Aber ich tröste mich. Der grüne Heinrich war auch kein Abenteurer. Er wurde zur Schule herausgeschmissen, ging jahrelang einen falschen Weg, und schließlich wurde doch noch etwas Rechtes aus ihm. Mit dieser summarischen Inhaltsangabe eines vierbändigen Werkes ist, in einer Variation auf bescheidenerer Ebene, fast auch mein Leben schon skizziert.

Lob des Herkommens

Ich verbrachte die ersten zehn Jahre meines Lebens in einem kleinen Dörfchen im Unteremmental. Den Vater, der als Ingenieur die Woche durch abwesend war, sah ich nur sonntags. Dann machte er mit uns Spaziergänge in der von ihm geliebten Gegend, und oft endeten diese auf den Bauernhöfen unserer Großeltern oder anderer Verwandten. Noch heute, wenn ich Jeremias Gotthelf lese, steigen mir jene frühesten Eindrücke lebendig auf, und ich habe dann das Gefühl, ich hätte noch teilgehabt an jener Welt, die längst vergangen und in jeder Hinsicht anders geworden ist.

Mein Großvater hat seine Pfeife noch mit Schwamm und Feuerstein angezündet, und das erste Auto, das durch unser Dörfchen fuhr, staunten wir nicht anders an als das Kamel, das eine Gauklertruppe einst mit Tanzbär und Affen nach Kleindietwil brachte.

Mein Vater liebte seine Heimat in fast abgöttischer Weise. Diese Liebe ersetzte ihm die Religion. Als er starb, fand sich in seiner letzten Verfügung der Wunsch ausgedrückt, man möchte seine Asche vom Nydeggbrüggli aus in die Aare streuen, damit er noch einmal den geliebten Kanton Bern hinunterfahren könne.

Meine Mutter war anders; sie war einfachen Gemütes, auf eine natürliche Weise fromm. Sie lehrte uns das Beten bei Tisch und vor dem Einschlafen, und wenn dieses meist auch nur noch eine gedankenlose Gewohnheit geworden war, so blieb doch etwas haften, was über den Alltag hinauswies und über die Knabenjahre hinaus standhielt.

Den Großvater mütterlicherseits habe ich nie gekannt. Trotzdem habe ich ihn hier zu erwähnen. Von ihm, der kaum je richtig zur Schule gegangen, der als Handwerksbursche durch die Welt gezogen war, existieren Skizzenbücher mit merkwürdigen Fabeltieren. Die Schulkinder im Dorf, die ihm Knochen für seine Mühle brachten, entlöhnte er mit bunten, selbstgemalten Bildchen.

So viel von meiner Abstammung und Herkunft. Sie hat zeitlebens für mich eine Rolle gespielt. Manchmal war sie mir eine Quelle der Kraft und des Trostes, dann aber machte ich

sie auch verantwortlich für die Not, für die Hilflosigkeit und Untüchtigkeit, die bald genug mein junges Leben überschatteten.

Schatten über der Schule

Es hat schon mit zehn Jahren angefangen. So alt war ich, als wir nach Bern umzogen, wo mein Vater Regierungsrat wurde.

Das Dorfprinzentum war zu Ende. Das Dorf im Emmental war zum verlorenen Paradies geworden, das um so heller strahlte, je dumpfer und stumpfer, je dümmer und krümmer die Wege waren, auf die ich geriet.

Mit meinen halblangen Hosen war ich inmitten der städtisch eleganten Kinder eine Unglücksfigur und brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Ich fing an, mich meiner bäurischen Kleider zu schämen, ja ich schämte mich meiner Mutter, die in der Bernertracht freilich aussah wie das leibhaftige Anne Bäbi Jowäger.

Die erste große Verwirrung der Gefühle war über mich hereingebrochen. Ich kam mir gänzlich entwurzelt vor. Beklommenen Herzens staunte ich auch das fremdländische Volk an, das damals die Straßen der Länggasse erfüllte. Es waren russische Emigranten, Revolutionäre, Terroristen, die alle hier wohnten und dem ganzen Quartier einen Anstrich gaben, als wäre man in Rußland. Die Universität war überflutet von ihnen. Was hatte es wohl für eine Bewandtnis mit diesen Leuten? Niemand erklärte es uns, und doch wäre da Gelegenheit gewesen, gleichsam an einem lebendigen Anschauungsmaterial Geschichte zu treiben. Die Anwesenheit dieser Vertriebenen war wie ein Wetterleuchten vor den Ereignissen, die zur Katastrophe des Ersten Weltkrieges führten. Aber was kümmerte uns das? Wir hatten uns in den Punischen Kriegen auszukennen und nicht in den Dingen, die uns vor der Nase lagen.

Wenn ich Ihnen nun noch die Nöte schildern würde, die ich in der Schule selbst auszustehen hatte, die mein natürliches Selbstgefühl unterhöhlten und zuletzt fast vernichteten, so würde das ein trauriges und freudloses Jugendbildnis abgeben.

Ein schlechter Schüler bewahrt seinen Lehrern kein gutes Andenken. Ich hatte das Pech, hinter begabten und gescheiten Brüdern her als der Dumme zu gelten, der den verwöhnten Lehrern unerwartete Mühe machte. Das lastete auf mir in einem bedenklichen Maß. Es ist nun

Selbstporträt des Künstlers im Alter von 27 Jahren — zu Beginn seiner Malerlaufbahn

— so scheint mir heute — kein pädagogisches Kunststück, den guten Schülern ein guter Lehrer zu sein, das Licht gleichsam zu erkennen, wenn es groß und rund am Himmel steht. Aber wenn es verdrängt und hinter sieben Nebelschleiern des Unerwachtseins versteckt ist, dann wird nichts ausgerichtet mit Ungeduld und nichts mit schlechten Zeugnissen und Mahnungen, wie ich sie am laufenden Band erfuhr. Ich könnte deshalb meinen Lehrern heute keine gute Note geben.

Der Deutschunterricht war das einzige Fach, das ich liebte, denn es war für mich das Tor zur Welt der Dichtung. Darüber hinaus sah ich nur noch im Turnen eine primitive Möglichkeit, meine Minderwertigkeitsgefühle durch Hand- und Kopfstand zu kompensieren.

Ja, und das Zeichnen? Der zukünftige Maler wird doch wohl im Zeichenunterricht eine Glanznote errungen haben! Nein, auch da war's nichts. Dies einemal aber lag die Schuld nicht an mir, sondern an einem verknöcherten System, das meiner lebhaften Phantasie keinen

Spielraum gönnte. Eine Gipskugel sollte schattiert, ein Kleeblatt irrsinnig vergrößert werden, und wer das in stupider, sauberer Weise fertigbrachte, durfte seine Arbeit mit den zwei einzig erlaubten Farben, Gummigutt und Saftgrün, kolorieren.

Ich wäre gestorben vor Langeweile, hätte ich mir nicht selber zu helfen gewußt. Unter dem Zeichenbogen mit dem Kleeblatt hatte ich einen andern, den ich mit Karikaturen und Fabeltieren ausfüllte zum großen Gaudium meiner selbst und meiner Kameraden. Aber zu einer guten Note führte das natürlich nicht.

Gegen die unschuldigen Farben Gummigutt und Saftgrün hatte ich noch nach Jahrzehnten, als ich längst Maler war, eine Abneigung, daß ich sie, wenn sie mir im Farbenladen unter die Hände gerieten, in weitem Bogen von mir spickte.

Am Rande der Verzweiflung

Nun rückte allmählich die verworrenste Zeit heran, die Zeit, die auf eine Entscheidung zu einem Beruf hindrängte. Ich war in einem so kunstfremden Milieu aufgewachsen, daß niemand, ich zuallerletzt, meinen Drang zum Zeichnen und Karikieren für die Äußerung eines Talentes erkannte.

Also was? Ich wußte es nicht. Mit Neid schaute ich auf meine Kameraden, die alle zielsicher Medizin, Juristerei, Theologie und was alles es sonst noch gab, anvisierten und mir bald mit farbigen Mützen hinten am Kopf als fröhliche Studenten begegneten. Ich hätte mich am liebsten eingeschlossen, um Bücher zu lesen. Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit waren mein Vademecum in jener Zeit — ein gescheites, grausames, aber wahrhaftig nicht lebensbejahendes Buch. *Ich* las es wie die Bibel. Trotzdem ich selber ein Nichts war, las ich mit brennender Neugier, ja mit Schadenfreude die Feststellungen, daß nur der etwas gilt, der etwas ist, und nicht der, der etwas vorstellt. Das ganze Büchlein ist mit dicken Bleistiftstrichen durchsetzt, ich kann es heute nicht ohne Rührung zur Hand nehmen.

Also, was sollte geschehen mit einem jungen Mann, dem mit der Maturität alle Wege — so heißt es doch — offen standen? Es nahm mich selber wunder. Ich fing an, mir zuzuschauen, als ginge mich alles nichts an. Ich geriet in einen Zustand von Apathie, für den

Fridolin Tschudi

MAIFAHRT

Im Stammlokal (mit sechs zu eins
und einer Stimmenthaltung)
bespricht der Vorstand des Vereins
seriös, doch unterm Druck des Weins,
die Details der Gestaltung.

Der Quästor und der Aktuar
erstellen auf der Stelle
bezüglich Schiff und Autocar
pro Mitglied und pro Ehepaar
die Preis- und Marschtabelle.

Traktandum IV: Soll man den Hecht
mit Mayonnaise servieren?

Herr Doktor Springer (vulgo Specht)
wird nach erfolgtem Wortgefecht
hierüber referieren.

So wird mit Ernst und als Problem
die Maifahrt vorbereitet.
Gibt's Entrecôte? Gibt's Vanillecrème?
Das ist's nebst vielem außerdem,
worüber man sich streitet. –

Als dann die Fahrt zustande kam,
gab's Huhn mit Reis und Eis mit Rahm
und (dies der Pointe wegen)
vor allem nichts als Regen...

Aus «Heißgeliebte Karoline» (Verlag Sanssouci)

mein Vater begreiflicherweise weder Verständnis noch Geduld aufbrachte.

In diese Krise hinein platzte das Aufgebot zur Rekrutenschule. Von *außen* wurde jetzt befohlen, was ich zu tun hatte, und zwar von der Tagwacht bis zum Lichterlöschen.

Welch eine Wohltat war das! Aller Sorgen war man ledig, das Zivilleben mit seinen Peinlichkeiten war verdrängt und ausgelöscht. Ich war ein guter, begeisterter Soldat und glücklich, endlich auch einmal so tüchtig zu sein wie die andern.

Bett an Bett war ich mit einem Kameraden zusammen, den ich vom Gymnasium her flüchtig kannte. Er war ein sensibler, fast mädchenhaft hübscher Mensch, und wir verstanden uns ausgezeichnet. Ich empfand für ihn eine schwärmerische Freundschaft, und die Tage und Wochen verflogen in ununterbrochener Fröhlichkeit. Oft freilich kam mir manches forciert vor, es schien mir, als verdeckten wir gegenseitig etwas voreinander. Aber ich wies jeden Gedanken von mir, der das stumpfsinnig sorglose Soldatenglück hätte stören können.

Am letzten Tag dieses Dienstes, ein paar Stunden nach der Entlassung, erschoß sich dieser junge Mensch mit dem Ordonnanzgewehr. Mir war, als wäre mit diesem Schuß der Vorhang entzweigerissen, der mir die ganze Not, in der ich stand, verdeckt und hinter den ich mich geflüchtet hatte.

Von jetzt an war der Selbstmord eine vielerwogene Möglichkeit, der Misere zu entrinnen, die erst jetzt begann und noch viele Jahre dauern sollte. Aber für diesen letzten Ausweg war ich zu neugierig auf das Leben. Ich war ein merkwürdiges Gemisch: ein Gefühl gänzlicher Aufgelöstheit und tiefer Trauer wechselte mit größenwahnsinnigen Vorstellungen, die sich auf rein nichts stützen konnten. Aber sie waren da. Ein Psychoanalytiker würde vielleicht erklären können, warum ich mich in jener Zeit ausgerechnet und intensiv mit der Gestalt Napoleons beschäftigte. Ich verschlang gierig alles, was mir über ihn in die Hände geriet.

Ein Start, aber ein falscher

In der Bedrängnis und Verwirrung, welche die Berufswahl neuerdings heraufbeschwor, wurde ein absurder Zufall als Wink des Schicksals mißverstanden, und ich befand mich plötzlich im Maschinensaal einer Seidenfabrik. Etwas mir Wesensfremderes hätte man sich nicht ausdenken können. Als junger Mensch, der am liebsten Tag und Nacht geträumt und Bücher gelesen hätte, stand ich jetzt verloren und verwunschen in diesem Höllenlärm. Von meiner Maschine aus schaute ich hinunter in den Fabrikhof, wo ein dicker Baum seinen Schatten quer über den Platz warf. Ich wußte: wenn er sich um 180° gedreht haben würde, *dann* erst war der Tag zu Ende. Ich schaute alle fünf Minuten hinunter, er bewegte sich nicht. Dick und träg und schwarz lag er da, ich hätte ihn prügeln mögen: mach vorwärts, du verdammter Schatten!

Ich erlebte jetzt, was ich in meinem Lebensweisheitsbüchlein dick angestrichen hatte — daß nebst Krankheit die Langeweile der Übel größtes sei, das einen Menschen befallen und martern könne. Wenn ich dann einmal revoltierend vor meinen Vater trat und ihm erklären wollte, daß ich am falschen Orte sei, schaute er mich mit ernsten und besorgten Augen an: «Glaubst du eigentlich, daß das Leben lustig sei?»

Ja, ich glaubte es. Aber auf seine Frage, was ich denn wolle, wußte ich damals keine Antwort. So schlich ich klein und schwach zurück in die Fabrik, zurück zu dem verdammten Schatten, der längst nicht nur über dem Fabrikhof, sondern auch auf meiner Seele lag und mein Leben verdüsterte.

Das alles passierte mir vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Bei Rilke fand ich einmal die Aussage, er hätte Jahre vor Kriegsausbruch, «als die Welt und die Menschen in den Formen ihres Lebens noch geborgen schienen, die Entwurzelung und Preisgegebenheit seiner selbst als ein unbegreifliches Einzelschicksal erlebt, in dessen Not er die Welt nicht mehr begriff und unendlich mühsam nach einem Weg des Ertragens für das Unertragbare suchte».

Wenn ich bei Dichtern — wie oft bei Goethe! — auf solche Stellen stieß, war ich immer bis ins Innerste getroffen. Woher wußten *die* denn, wie es *mir* zumute war? War ich denn nicht allein unglücklich auf dieser gottverlassenen Welt?

So naiv ist man in der Jugend, daß man sein Unglück maßlos überschätzt, daß man glaubt, so schlimm sei es noch keinem ergangen. Man ist nicht weit davon, sich sogar etwas darauf einzubilden und sich interessant vorzukommen. Vor Mitleid mit sich selber vergießt man heiße Tränen.

Ich war jetzt nicht mehr in der Fabrik, war

avanciert, wenn man dem so sagen will, und saß auf einem hohen Bürostuhl als kleiner Tintenknecht in einem Seidenkontor am Zürichsee. Aber ich war ein miserabler Angestellter. Wie wäre es auch möglich gewesen, eine Arbeit gut zu verrichten, die ich nicht um ihrer selbst willen lieben konnte! Eine solche Liebe empfand ich nur, wenn ich in Mußestunden zeichnete. Ich zeichnete in grimmigem Hohn mich selber mit gepflöckten Händen und Füßen, während um mich herum alles geschah, was ich gerne gemacht und doch nie gekonnt hätte.

So verhöhnte ich Gott und die Welt und mich selber, und meine Mappe schwoll an von sarkastischen Zeichnungen und farbigen Blättern. Sie waren das Ventil, das mich den Druck aushalten ließ, der von Jahr zu Jahr stärker geworden war.

Ich führte ein seltsames Doppelleben. Tagsüber ein müder, apathischer, seiner Untüchtigkeit wegen mit Recht von allen verachteter Bürolist, erwachte ich abends, wenn ich mit

Junger Maler erhält Besuch von Verwandten – eine frühe Karrikatur Morgenthalers.

mir und meinen Zeichnungen alleine war, zu intensivstem Leben.

Der Wendepunkt

Ohne es zu wissen, hatte ich mir einen Ausweg aus dieser unhaltbaren, schon Jahre dauernden Situation vorbereitet. Ab und zu erschien jetzt eine Zeichnung von mir im «Nebelspalter». Als gar eine sozialistische Zeitschrift gegründet wurde, zeichnete ich für ihre erste Nummer das Titelblatt. Man sah darauf zwei Arbeitslose in einer Frühlingslandschaft unter einem Baume sitzen. Auf einer Kugel schwebt das Mädchen aus der Fremde heran und streut dicke, gelbe Blumen auf die Wiese. «Brot wär' uns lieber als deine Butterblumen!» schrieb ich als Text dazu.

Das Blatt hatte Erfolg. Die Redaktoren waren begeistert und ernannten mich feierlich zum ständigen Mitarbeiter mit einem Monatssalär von 200 Franken. Stolz meldete ich das meinem Vater. Aber leider verkrachte das Unternehmen noch im selben Monat, es blieb bei diesem ersten Titelblatt, zu einer zweiten Nummer kam es nie — und auch nie zu einem Salär.

Aber solches konnte mich nun nimmermehr entmutigen. Die Augen waren mir jetzt endlich aufgegangen, und das Leben hatte mich zu dem tröstlichen Glauben zurückgeführt, daß man einer Wendung in seinem Schicksal nie näher ist, als wenn sich das Dasein im Kleinsten und Täglichsten für unerträglich ausgibt.

Fleiß, Energie, Ausdauer sind Eigenschaften, die jeder braucht, der es zu etwas bringen will. Der Künstlerberuf ist darin nichts Besonderes. Ich weiß heute, daß jeder, auch der Bescheidenste, ein sinnvolles und glückliches Leben führen kann, wenn er den Platz *ausfüllt,* an dem er steht, und wenn er seinem Tun gegenüber eine *Verantwortung* spürt. Ob dieser Platz dann an einer Maschine, auf einem Bürostuhl oder hinter einer Staffelei ist, spielt keine Rolle.

In einem Brief an einen jungen Künstler schreibt Hermann Hesse die folgenden Sätze:

«Was Du im Leben leistest, nicht nur als Künstler . . ., das wird von der ewigen Gerechtigkeit nicht nach irgendeinem festen Maß gemessen, sondern nach Deinem einmaligen und persönlichen. Gott wird Dich, wenn er Dich richtet, nicht fragen: Bist Du ein Hodler geworden, oder ein Picasso, oder ein Pestalozzi oder ein Gotthelf? Sondern er wird fragen: Bist Du auch wirklich Dich selber gewesen und geworden, zu dem Du die Anlagen und Erbschaften mitbekommen hast?»

Faut-il décourager les arts?

Heute kommt es etwa vor, daß sich junge Leute an mich wenden, mich um Rat angehen, mir ihre Arbeiten bringen und eine Aufmunterung zum Künstlerberuf erwarten. Mir ist es immer unbehaglich zumute dabei. Zwar möchte ich jedem zurufen: «Ja! Mach weiter! Das kleinste Talent ist wert, gepflegt und gehegt zu werden. Es wird viel zu wenig gemalt, musiziert und gedichtet auf dieser Welt, auf der so viel exerziert und geschossen wird. Was man von inneren Werten in sich entwickelt, ist ein Besitz, den man zum Unterschied zu allem andern nicht verlieren kann. Geld und Gut und Haus und Heimat, Liebe und Freundschaft — alles kann zum Teufel gehen, nur das, was du aus dir selber machst, was du in dir selber ansammelst, bleibt unveräußerliches Eigentum. Darum: malt, musiziert und dichtet, soviel ihr Lust habt.»

Doch wenn sich die Frage erhebt, die Kunst als Beruf zu ergreifen, sein Leben, seinen Broterwerb darauf abzustellen — dann werde ich skeptisch, und ich brächte es nicht fertig, einem noch so begabten Menschen zuversichtlich auf die Schulter zu klopfen. Der Pessimist und Zyniker Degas sagte: «Il faut décourager les arts.» Mit 20 Jahren sei es leicht, Talent zu haben — doch schwieriger mit 40 — geschweige im Alter noch von dieser geistigen Substanz zu besitzen.

In der Jugend ist tatsächlich schon mancher in den Garten der Kunst gestolpert und hat eine schöne blaue Blume heimgebracht. Aber ein zweitesmal ging's nimmermehr. Die Kontinuität erst macht den Künstler aus.

Wohl weiß ich, wie wichtig einem jungen Menschen Aufmunterungen von kompetenter Seite sein können, wie dankbar z. B. Bildhauer Hermann Haller Hodlers gedachte, der dem 17jährigen sein Vertrauen aussprach, wie Karl Geiser als teures Dokument einen Brief von Vallet aufbewahrt und wie mir selber Amiet im richtigen Moment Wind in die schlaffen Segel blies. Aber niemals darf ein Entschluß, die Kunst als Beruf auszuüben, abgestellt sein auf Urteile anderer, wer sie auch sein mögen. Wessen Schicksal die Kunst ist, der muß diesen Weg gehen mit oder ohne Segen und Aufmunterung.